

Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Bd. 3; Kontroversen, alte und neue, hrsg. von W. Weiss, H. E. Wiegand, M. Reis; Max Niemeyer Vlg., Tübingen 1986, 403 S.

Band 3 enthält Beiträge, die sich in drei Bereiche einordnen: in den textlinguistisch-stilistischen („*Textlinguistik contra Stilistik?*“), den lexikalisch-lexikologischen („*Wortschatz und Wörterbuch*“) und den grammatisch-pragmatischen („*Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede?*“). Wir wollen hier nur die Beiträge des dritten Abschnitts besprechen. Es handelt sich dabei um dreizehn Vorträge, die, wie M. Reis einleitend in ihrem Vorwort feststellt, „wesentliche Perspektiven und Materialbereiche, die bei der Untersuchung des Verhältnisses von Grammatik und Pragmatik heute maßgeblich bzw. besonders ‚kritisch‘ sind“ (S. 269), widerspiegeln. Was wir also von den vorliegenden Vorträgen erwarten dürfen, ist eine überblicksartige Vermittlung vom gegenwärtigen Forschungsstand auf diesem Gebiet: Informationen, die eher in die Breite, weniger in die Tiefe gehen, und vor allem auch Bibliographisches. Detailfragen und Einzelprobleme, wenn sie aufgegriffen werden, dienen dann in erster Linie der Exemplifizierung von theoretischen Auffassungen und der Positionsbestimmung vertretener Standpunkte.

Ein gutes Beispiel für dieses Vorgehen ist gleich der erste Vortrag von W. Abraham (Groningen): „*Pragmatik: Forschungsüberblick, Begriffsbildung.*“ Sein Verfasser versteht die Pragmatik „als widerspruchsfreies und exhaustives Regelgefüge“, das „als Teil einer Grammatiktheorie“ an sich bereits heute den darauf zu stellenden Ansprüchen vielfach genügt, das jedoch, was das Zusammenspiel mit anderen Beschreibungskomponenten betrifft, noch offene Probleme bietet, die in den gegebenen Einzelsprachen z. T. jeweils unterschiedliche Lösungen erfordern (als Beispiel sein Hinweis auf unterschiedlich determinierte Wortstellungsregeln im Deutschen und Englischen). Im weiteren geht er auf die ‚Konversationsimplikatur‘ von P. H. Grice ein und diskutiert das Verhältnis von Pragmatik und Semantik sowie von Pragmatik und Syntax. Die modulare Autonomie der Pragmatik will er durch neurophysiologische Evidenz aus der Aphasieforschung gestützt wissen, wobei er sich auf Untersuchungen J. Bayers beruft. Die in seinen Ausführungen herangezogenen, aus der Fachliteratur vielfach bereits bekannten Beispiele erfahren in diesem Kontext z. T. eine andere, mitunter auch überzeugendere Interpretation. In seinem Literaturverzeichnis zitiert er reichlich Arbeiten, die methodisch ähnlich konzipiert sind wie seine eigenen, vielfach auch solche, die er selbst herausgegeben hat, so daß die

Verfolgung der Literaturangaben dem Leser ein Abrunden des Bildes ermöglicht.

A. Fuchs (Göttingen) geht in ihrem Vortrag „*Grammatische und pragmatische Determinanten der Satzakkzentuierung*“ der Frage nach, ob die Akzentuierung als durch die syntaktische Struktur bedingt anzusehen ist, oder ob sich eine textsemantische (d. h. pragmatische) Motivierung auch in solchen Fällen nachweisen läßt, in denen zunächst eine Korrelation von Akzentstelle und syntaktischer Kategorie deutlich hervortritt. Sie untersucht solche Konstruktionen, in denen sich die durch den Akzent signalisierte Hervorhebung auf die ganze Konstruktion bezieht (im Gegensatz zu solchen, in denen das akzentuierte Wort allein hervorgehoben wird). Den Bezugsbereich einer Hervorhebung nennt sie „Integration“. Die Akzentlokalisierung auf dem Kern der Konstruktion wird als „konzentrische Integration“, die auf der Erweiterung als „exzentrische“ bezeichnet. Die exzentrische Integration signalisiert eine Beziehung zwischen Kern und Erweiterung, die provisorisch als „definitorische“ bezeichnet wird. Damit wird eine textsemantische Funktion der Akzentlokalisierung etikettiert, die analog (jedoch nicht völlig entsprechend!) etwa dem restriktiven Relativsatz in der Syntax ist. Wichtig ist des weiteren, daß diese Funktion nicht nur bei syntaktischen Konstruktionen erscheint, sondern sich auch bei den Determinativkomposita, also im Bereich der Wortbildung (hier allerdings vor allem bei den ad-hoc-Komposita) nachweisen läßt. Bemerkenswert sind außerdem die Gedanken zum Ergänzungsbegriff der Valenztheorie: die Grundlage des intuitiven Ergänzungsbegriffs, die von der Verfasserin als „vorausgesetzte Kategorisierungsdimension“ (vgl. Anm. 14, S. 294) bezeichnet wird, scheint meistens schon in den Lexemen angelegt zu sein, kann aber auch „aufgrund pragmatischer Gegebenheiten ad hoc auf dem Weg einer ‚definitorischen‘ Integration... etabliert werden“. Somit kann die Analyse der textsemantischen Beziehungen, wie sie sich aus den Akzentverhältnissen ergeben, auch zur Klärung der Valenzproblematik beitragen.

P. Mrazović (Novi Sad) führt in ihrem kurzen aber klar und sachlich formulierten Vortrag „*Prinzipien der Wortstellung als eine von mehreren Möglichkeiten zur Unterscheidung der Gefügenomina in Funktionsverbgefügen von Ergänzungen zu Vollverben*“ ein weiteres operationelles Verfahren an, das die Gefügenomina (= nominale Bestandteile) eines Funktionsverbgefüges (= verbonominale Konstruktion) von valenzbedingten Ergänzungen des Verbs zu unterscheiden ermöglicht. Es ist die Beweglichkeit bzw. Stellungsfestigkeit der abhängigen Präpositionalphrase, die Aufschlüsse darüber erlaubt, ob das betreffende nominale Element auf dem Wege der Lexikalisierung bereits so weit gelangt ist, daß es mit seinem Verb eine Einheit bildet, oder immer noch den Status einer Ergänzung behält. Mrazović betont selbst, daß es sich dabei um einen graduellen Prozeß handelt.

K. Braunmüller (Hamburg) versucht in seinem Vortrag „*Prinzipien der deutschen Wortstellung: Topologisch festgelegte Muster oder kontextabhängige Strategien?*“ nachzuweisen, daß es sich bei diesen beiden Ansätzen — dem syntaxtypologischen und dem pragmatischen — um nur scheinbar kontroverse Positionen handelt, die im Prinzip miteinander durchaus vereinbar sind. Er skizziert eine Art Synthesemodell, in dem er die beiden Auffassungen zu vereinigen sucht, was ihm u. M. n. — abgesehen von einigen Details, mit denen wir nicht ganz einverstanden sind (z. B.: die Behauptung, „daß sich in den anderen germanischen Sprachen keine solchen Klammerungen finden“, Anm. 2, S. 311 — vgl. dazu das Niederländische; die Annahme einer (systembedingten?) Notwendigkeit der zusätzlichen topologischen Markierung der eingeleiteten Nebensätze, S. 310) — im großen und ganzen auch gelingt.

In seinem Korreferat zu K. Braunmüllers Vortrag bemängelt J. Lernerz (Köln) vor allem an dessen Konzeption, daß darin die Syntaxtypologie gewissermaßen eine Syntaxtheorie ersetzt. Nach unserer Auffassung muß dies aber nicht unbedingt der Fall sein: Die Syntaxtypologie ist kein Ersatz für eine Syntax-Komponente, sondern eine organische Ergänzung derselben. Sie beruht auf Ergebnissen der diachronen und

sprachvergleichenden Forschung und kann daher eine synchron ausgerichtete Syntaxtheorie weder ersetzen noch in ihrem Bereich irgendwie beeinträchtigen, sondern sie kann diese nur durch weitere z. T. auch empirisch fundierte Aspekte bereichern. Die eigentliche Schwierigkeit bei der gegebenen Fragestellung besteht u. E. in ihrer Komplexität: Sowohl syntaktische als auch pragmatische Faktoren beeinflussen ständig die Wortstellung, und zwar so, daß die pragmatischen Faktoren sich nur auf der Grundlage der vorgegebenen syntaktischen Struktur auswirken können, diese aber zugleich permanent abändern. Dabei modifiziert die syntaktische Struktur diese Auswirkung; es ist also ein kompliziertes Zusammenspiel, das abzubilden ein Gegenstand der Forschung ist, den nicht der Forscher konstruiert, wie J. Lenerz meint (vgl. S. 315), sondern den er mit Hilfe seiner Modelle — die konstruiert er freilich selbst — zu erforschen die Aufgabe hat.

J. - M. Z e m b (Paris) plädiert in seinem geistreichen Vortrag „*Beschreibung und Erklärung: Oder-oder oder Oder-und? Kontroverses zu Feldermodellen in deutschen Satzlehren*“ für eine Dreiteilung des „Satzraumes“ in Thema, Phema und Rhema. (Diese erinnert in mancher Hinsicht an die Gliederung von J. Firbas: Thema, Transition, Rhema — bezeichnet aber nicht genau die gleichen Phänomene, wenngleich sich hier gewisse Beziehungen herstellen ließen.) Die Gliederung an sich ist unzweifelhaft berechtigt, das „fragliche Verhältnis von Raum und Ort“, wie es im Abschnitt C in fünf Punkten erörtert wird, kann jedoch nicht als hinlänglich geklärt betrachtet werden. Das war bei der erforderlichen Kürze der Ausführungen zwar von vornherein nicht zu erwarten, ist aber nach der einfallsreichen Kritik konkurrierender Auffassungen in den Abschnitten A und B trotzdem etwas enttäuschend. Daher kann sich der Leser des Eindrucks nicht erwehren, daß ihm in diesem Bereich einiges vorenthalten wird, das ausführlicher behandelt werden könnte. Hingegen zeugt Zembs bildliche Ausdrucksweise allenfalls vom Esprit des Autors, der sachgerechten Darstellung ist sie eher noch abträglich.

In seinem Vortrag „*Der Begriff ‚Mittelfeld‘. Anmerkungen über die Theorie der topologischen Felder*“ bemüht sich T. N. Höhle (Tübingen) um eine präzise Abgrenzung der im Titel erwähnten Phänomene. Im Unterschied zur gängigen Auffassung reserviert er an der Spitze seiner drei topologischen Satztypen (E-Sätze, F1-Sätze und F2-Sätze = Spann-, Stirn- und Kernsätze in der Glinzschens Terminologie) je ein Feld für koordinierende Konjunktionen (dies findet sich auch z. B. bereits bei O. K. Clausen) und die F-Sätze haben außerdem ein K_L -Feld für Linksversetzung. Auch sein S-Feld — eine Zusammenfassung des Mittelfeldes mit dem Verbalkomplex — ist in der Fachliteratur — wenigstens als Begriff — nicht völlig unbekannt. Seiner Meinung, daß „mit der Einführung des S-Feldes... die deskriptive Potenz der Theorie der topologischen Felder“ wächst, läßt sich nach unserer Auffassung sicher zustimmen. Vorbildlich ist die Darstellung auch in bezug auf ihre disziplinierte Überschaubarkeit. Die Gesetzmäßigkeiten G_x (= Stellungsverhältnisse im Mittelfeld) werden jedoch als „höchst kompliziert“ nur mit einem Zitat aus R. Blümel (1909) belegt, und der Leser muß sich mit einigen Literaturhinweisen zur neueren Forschung begnügen.

Eine völlig andere Thematik greift I. Rosengren (Lund) auf: „*Syntaktisch-semantische Struktur — illokutive Funktion: zwei interdependente Seiten einer Äußerung*“. Gegenwärtig gibt es in diesem Forschungsgebiet mindestens zwei Auffassungen über die Beziehungen zwischen Sprachsystem und Sprachhandlungssystem. Diese sind je nachdem entweder syntaktisch oder syntaktisch-semantisch determiniert. Im Vortrag wird die zweite Auffassung vertreten. Es wird angenommen, daß es sich bei Sprachhandlungs- und bei Sprachsystem um zwei autonome, jedoch zugleich interdependente Systeme handelt, die zwar unabhängig voneinander beschrieben, jedoch nicht unabhängig voneinander gebraucht werden können. Jede Sprachhandlung besteht im Prinzip aus einer illokutiven Rolle (= die Einstellung und das Ziel des Senders) und dem propositionalen Gehalt (Bezug auf den Sachverhalt). Sprachhandlungstypen können danach definiert werden, welche Einstellung

der Sender zum Ausdruck bringt und welches Ziel er mit dem Vollzug seiner Handlung verfolgt. Entsprechend werden die Satzarten danach typologisiert, welche Sprachhandlungstypen sie realisieren können (d. h. nach dem Illokutionspotential ihrer syntaktisch-semantischen Struktur). Im weiteren werden zunächst die Einstellungstypen beschrieben (S. 344), dann die Problematik der Frage (= erotetische Sprachhandlung) diskutiert und schließlich auf das Problem eingegangen, ob das Sprachsystem die einzelnen Sprachhandlungstypen systematisch zu realisieren erlaubt, wobei einer kontextfreien Äußerung entnommen werden müßte, welche Sprachhandlung damit vollzogen sei. Dies wird am Beispiel der Satzarten demonstriert, indem die Regelmäßigkeit ihrer Interpretation als bestimmte Sprachhandlungstypen aufgezeigt wird. Weiterhin werden auch solche Fälle besprochen, bei denen es aufgrund des propositionalen Gehalts zur illokutiven Umfunktionierung der Satzart kommt (indirekte Sprachhandlungen), wodurch die Wichtigkeit der semantischen Struktur für die pragmatische Funktion der Äußerung klar hervortritt.

H. Glinz (Aachen) geht es in seinem Vortrag „*Der Satz als pragmatische und als grammatische Einheit der Rede*“ zunächst um eine genaue terminologische und inhaltliche Festlegung des Satzbegriffes. Für den „Satz als grammatische Einheit“ schlägt er (nach dem Vorbild der franz., ital. und engl. Grammatik) den Fachausdruck „Proposition“ vor, für den Satz „als pragmatische Einheit“ behält er den bisherigen Terminus „Satz“. Dabei spricht er absichtlich von primär grammatischer (bzw. pragmatischer) Einheit, weil eine scharfe Trennung beider Bereiche kaum immer möglich ist. Nach Glinz ist die Proposition das, was „auf einer einzigen Verbalstruktur“ beruht, bzw. als „eigene Einheit ohne Verb“ in benachbarte verbale Einheiten nicht integrierbar ist. Der Satz als pragmatische Einheit ist in schriftlicher Form durch orthographische Mittel gekennzeichnet, die ihrerseits letzten Endes auf satzmelodischen Gegebenheiten des gesprochenen Satzes beruhen. Anhand von Texten wird das Zusammenspiel der Regularitäten aus beiden Bereichen — dem grammatischen und dem pragmatischen — vorgeführt, wobei auf die Vorteile dieser begrifflichen Unterscheidung und ihren Nutzen für praktische Zielsetzungen (das Erlernen von Kommaregeln, Stiluntersuchungen, Analyse von mittelalterlichen Texten sowie Versen, und nicht zuletzt auch in der Übersetzungsarbeit) hingewiesen wird. Es sollte hinzugefügt werden, daß die von Glinz vorgeschlagene Unterscheidung zwischen den beiden Begriffen „Proposition“ und „Satz“ — wenn auch mit anderen Termini belegt — in der deutschen Grammatik nicht völlig unbekannt ist (vgl. z. B.: J. Fourquet, *Prologomena*, Düsseldorf 1970, S. 69 ff.; U. Engel, *Syntax*, Berlin 1977, S. 151 ff.), freilich auch nicht — wie im Interesse einer klaren Begriffsbildung zu wünschen wäre — überall ganz selbstverständlich.

Auch P. Valentin (Paris) geht in seinem Vortrag „*Kontroverse Nebensätze*“ von der gleichen begrifflichen Unterscheidung wie H. Glinz aus zwischen einer Verbalgruppe, der auf der logisch-semantischen Ebene eine Proposition entspricht (für die er auch den Terminus „Satz“ zu akzeptieren bereit wäre) und einer Äußerung, die als Resultat eines Äußerungsaktes ihren propositionalen Gehalt mit der Angabe seines illokutiven Wertes versieht. Aufgrund dieser Unterscheidung unternimmt er den Versuch, bei verschiedenen Verbalgruppen mit Endstellung des Verbs ihr unterschiedliches Verhältnis zu einer anderen Proposition oder einer Äußerung, bzw. sogar zu einem Äußerungsakt näher zu erfassen. Es handelt sich dabei vielfach, aber nicht ausschließlich, um die aus der traditionellen Grammatik wohlbekannteren „weiterführenden Nebensätze“, die nicht als Glied des Hauptsatzes betrachtet werden können. P. Valentin zeigt einerseits die jeweiligen Besonderheiten dieses Verhältnisses, andererseits kommt er zu dem Schluß, daß es in diesem Bereich Erscheinungen gibt, „denen die klassische Äußerungstheorie nicht Rechnung tragen kann“.

Eine Präzisierung des Modalitätsbegriffes — die Auffassung der Modalität als „pragmatische Kategorie“ — wird im Vortrag G. Öhlschlägers (Heidelberg): „*Modalität zwischen Grammatik und Pragmatik*“ angestrebt und vertreten. Am Beispiel von Sätzen wie „Ich glaube, daß...“, „Ich vermute, daß...“, die man entwe-

der weniger häufig als eine Art Aussage über den mentalen Zustand des Sprechers oder viel häufiger als eine Einschätzung des propositionalen Gehalts des Nebensatzes deuten kann, zeigt er, daß es sinnvoll ist, den Begriff der subjektiv-epistemischen Modalität auf die zweite Lesart einzuschränken. Die Argumentation geht davon aus, daß entsprechende Paraphrasen durch epistemische Satzadverbien sowie epistemisch gebrauchte Modalverben nur auf diese zweite Lesart anwendbar sind. Aus dieser Verwandtschaft zwischen solchen Satzausdrücken und epistemischen Satzadverbien ergibt sich zugleich, daß die Satzausdrücke bei der Behandlung der Modalität einzu-beziehen sind und daß die Erklärung der Modalität als lexikalisches Phänomen, das einer bestimmten Wortklasse zukommt, bzw. sich als syntaktische Erscheinung aus bestimmten Kombinationsmöglichkeiten herleitet, nicht in vollem Maße befriedigen kann. Vielmehr muß bei der Erfassung der Modalität auf Verwendungszusammenhänge von Äußerungen sowie auf Elemente der Sprechsituation zurückgegriffen werden. G. Öhlschläger versucht — nach der Erörterung anderer Lösungsvorschläge (Falkenberg, Rosengren) — im Anschluß an G. Fritz den Begriff des „thematischen Zusammenhangs“ für seine Erklärung fruchtbar zu machen. Danach wird das Thema als Gegenstand (= ein Gegenstand i. e. S. oder ein Sachverhalt) der Kommunikation verstanden. Der Kommunikationsverlauf eröffnet bestimmte Fortsetzungsmöglichkeiten, andere schließt er aus. Dabei wäre der Einstellungsträger im Falle einer modalen Äußerung (= „subjektiv-epistemische modale Behauptung“) nicht Teil dieses thematischen Zusammenhangs der betreffenden Kommunikation. Der Sprecher verwendet sie (=diese Äußerung), weil er keine Garantie für die Wahrheit der Proposition übernehmen kann oder will. Bei Satzadverbien und Modalverben sei die Auswirkung auf den thematischen Zusammenhang schon Teil ihrer Bedeutung, und dieser Umstand erlaube es, die Modalität — allerdings nur abgeleitet — an den Ausdrücken festzumachen, da alle Äußerungen von Sätzen mit diesen Ausdrücken modale Äußerungen sind. — Diese Argumentierung ist für den Leser — wohl wegen ihrer notwendigerweise verdichteten Form — nicht ganz nachvollziehbar, denn wie ist nun „abgeleitet“ zu verstehen, und wieso ist dann die Modalität nicht auch eine lexikalische, bzw. syntaktische Kategorie, wenn sie Lexemen und Konstruktionen — und sei es auch irgendwie sekundär — anhaftet?

Mit Fragen der Modalität beschäftigt sich auch der Beitrag W. Kochs (Lund): „Das Modalverb als Handlungsevaluator“. Anhand von deutschen Geschäftsbriefen wird die kommunikative Funktion sog. modalisierter Sprachhandlungen mit dem Ziel untersucht, die Sprachhandlungstheorie bei der Lösung der praktisch-kommunikativen Probleme, die diese Konstruktionen dem Ausländer bereiten, heranzuziehen. Als hauptsächliche Träger der Modalisierung erweisen sich in Geschäftsbriefen vor allem die Verben *können*, *möchten*, *dürfen*, und *müssen*. Nach einer knappen Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse aus diesem Bereich (Modalverb als Modalisator in einer Sprachhandlung), wird die Sprachhandlungstaxonomie Rosengrens (+/– weltverändernd, +/– informativ, +/– kognitiv, +/– interaktiv regulierend) als Untersuchungsgrundlage gewählt. Es ergeben sich aufgrund dieser vier Merkmale vier Sprachhandlungstypen: konstitutive, deklarative, kognitive und interaktionale Sprachhandlungen. Die Möglichkeit der Modalisierung einer Sprachhandlung der jeweiligen Gruppe durch eines der vier Modalverben wird diskutiert, indem im einzelnen auf das komplizierte Zusammenspiel zwischen der inhärent empfängerpositiven (bzw.-negativen) Bedeutungskomponente des betreffenden Modalverbs, dem propositionalen Gehalt der jeweiligen Sprachhandlung sowie weiteren Faktoren eingegangen wird. Bei interaktionalen Sprachhandlungen wird weiter differenziert: Es ist hierbei ausschlaggebend, wer — ob Sender oder Empfänger — die Handlung als wünschenswert empfindet, die Entscheidungsgewalt besitzt und die Handlung ausführen soll/will. Diese drei Komponenten (volitive, dezisive und aktionale) ergeben, bezogen auf Sender (+) und Empfänger (–), praktisch sechs Interaktionskonfigurationen (IK), denen im einzelnen die entsprechenden Handlungen zugeordnet und im Hinblick auf ihre Modalisierbarkeit befragt werden. (Wohl um einen Druck-

fehler handelt es sich bei IK5: *erlauben/genehmigen* vs. *verbieten*, wo statt (+akt) u. E. (—akt) stehen sollte.) Abschließend wird als Ergebnis eine detaillierte Charakterisierung der einzelnen Modalverben in ihrer Funktion als Modalisator in Sprachhandlungen geliefert. Eine weitere Differenzierung sowie Einbeziehung von angrenzenden Problembereichen sind nach Meinung des Autors die Voraussetzung für „eine befriedigende Gebrauchsanweisung“ von modalisierten Sprachhandlungen.

Der letzte Beitrag des Bandes „*Betonungsdubletten bei deutschen Partikeln*“ von H. Weydt (Berlin) geht von einer Informantenbefragung aus und versucht, aufgrund einer wohlüberlegten Analyse von besonders typischen Verwendungsweisen der Partikeln *denn, eigentlich, doch, wohl* die z. T. erheblichen semantischen Unterschiede zwischen der betonten und unbetonten Form dieser Partikeln jeweils auf eine einheitliche „übergreifende“ Bedeutung zurückzuführen. Dabei geben die unbetonten Abtönungspartikeln einen thematischen, „nicht in den Mittelpunkt gestellten Metakommentar“ ab, „der auf der Intentionsebene wirkt und sich auf das Rhema bezieht. Er zeigt an, wie der Satz verstanden werden soll.“ Durch die Verschiebung des Satzakkzents auf die Partikel ändert sich in erster Linie die Thema-Rhema-Struktur. Das bisher thematische Metaurteil gerät dadurch ins Zentrum und wird rhematisch, d. h. es wird zum Wesentlichen des Satzes. H. Weydt zeigt, daß man allen vier betonten Partikeln eine Dreischrittstruktur zugrunde legen kann: Ausgangsvorstellung, Negation der Ausgangsvorstellung und Alternative dazu. Zusammenfassend wird festgestellt, daß die Funktion der Partikeln darin besteht, dem Gesprächspartner die Interpretation des Gesagten zu verdeutlichen. Mit den dem deutschen Sprachsystem spezifischen Mitteln realisieren sie universelle Handlungstypen wie „Widerspruch gegen Widerspruch“, „Rückfrage“, „nachbohrendes Fragen“ usw.

Wollte man zusammenfassend das Gemeinsame der oben besprochenen Vorträge herausarbeiten, die unbestritten die Schwerpunkte der gegenwärtigen Forschungsarbeit in diesem Bereich — wenn auch z. T. sicherlich nur andeutungsweise — aufzeigen, so wären es in erster Linie das Herangehen und die methodischen Zugriffe, denen bei allen Unterschieden in einzelnen methodischen Verfahren im Prinzip gemeinsam ist, daß sie vorwiegend nicht so sehr durch immanente Eigenschaften des Untersuchungsobjekts „Sprache“ motiviert sind, sondern — gewissen gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechend — vielfach aus Nachbardisziplinen sowie anderen Wissenschaften entlehnt und in adaptierter Form in die Syntaxforschung eingeführt werden mit dem Ziel, die sprachliche Kommunikation auf möglichst einfache Weise durchschaubar und dadurch das Phänomen „Sprache“ für verschiedene Zwecke leicht verfügbar zu machen. Die Legitimität solcher Ziele steht hier nicht zur Diskussion, weil diese im Rahmen einer „Wissenschaft von der Sprache“ kaum zu führen ist. Die erhoffte Fruchtbarkeit der Methoden aber wird erst in Zukunft offenbar, so sehr sie heute schon auf diesem Fachgebiet als etabliert gelten.

Jaromír Zeman

Aldo Scaglione: The Theory of German Word Order from the Renaissance to the Present. University of Minnesota Press, Minneapolis 1981, 241 S.

Daß ein amerikanischer Romanist ein Buch über die Entwicklung der Wortstellungstheorien des Deutschen verfaßt, ist — abgesehen von dem Umstand, daß Scaglione (vgl. S. 5f.) dieses Material in seine vorher erschienene Arbeit (*The Classical Theory of Composition, from its Origins to the Present: A Historical Survey*, Chapel Hill: U. N. C. Press 1972) seines Umfangs wegen nicht hat aufnehmen können —